Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 12 **11. Februar 1931** **6. Jahrgang**

Prinz Seifensieder

Copyright 1927 by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf (Nachdruck verboten.)

15. Fortsetzung)

Frau von Nettelblat lächelte vor sich hin. Ach, es war schön und ein bißchen wehmütig, wenn man zuhörte, wie die Jugend herumalberte und sich prachtvoll dabei unterhielt. So jung war man auch einmal gewesen. Lieber Gott, das lag alles so weit zurück, daß man beinahe zweifeln konnte. Jeder Tag war jetzt ein leises Abschiednehmen vom Leben. Und wenn man sich auch darüber hinwegzutäuschen versuchte und köstliche Dinge um sich häufte, es war ja doch alles nur ein rasch verfliegendes Betäubungsmittel. Man wurde alt, und Frau von Nettelblat empfand es schmerzhaft. Nicht aus Eitelkeit, aber daß es von Jahr zu Jahr einsamer wurde, daß die Jugendfreunde hinwegstarben, daß schließlich keiner mehr da war, mit dem man von der schönsten Zeit eines Lebens sprechen konnte: von den Kinderjahren. Der Widerhall fehlte, wenn man fragte: „Weißt du noch?" Es war schade, daß man so klar sah. Da gab es Frauen, die belogen sich über die bösen Jahre, die auch sie nicht verschonten. Sie wirkten auf andere lächerlich. Aber sie waren glücklich in ihrem Selbstbetrug und bauten sich jeden Tag erneut ihre Illusionen auf. Diese Frauen blickten nicht rückwärts. Sie verstanden unter Freundschaft nicht das schwermütige Gut gemeinsamer Erinnerungen. Sie lebten eilig und besannen sich niemals auf sich selbst. Es war ungerecht, sie oberflächlich zu schelten. Sie waren, wie sie sein mußten, und sie hatten es zum mindesten bequem. Ihnen schenkte jeder Tag sein Wunder, bunt, glänzend wie ein leuchtender Ball, eine sausende Rakete, ein sprühendes Feuerrad. Ein Staunen, vorbei, vergessen, und morgen gab's wieder ein Feuerwerk. Und andere sanken ins Dunkel, in die Kälte der Einsamkeit.

Ganz plötzlich fühlte Eva das dringende Bedürfnis nach Ruhe. Vielleicht hatte ihr Mann recht, wenn er sich in seinen stillen Zimmer am glücklichsten fühlte. Sie warf ihm einen Blick zu, er verstand ihre heimliche Aufforderung sofort und nickte zustimmend. —

Als sie eine Viertelstunde später im Auto saßen, reichte sie ihm die Hand. „Otto, ich fürchte, ich habe dich in den letzten Jahren sehr gequält."

Fragend sah Nettelblat seine Frau an.

„Ja, ja, mit meiner Unruhe, meinem Menschenhunger, dem vielen Verkehr. Ich —" Sie zögerte, dann sagte sie rasch: „Ich habe mich heute zum erstenmal alt gefühlt."

Lachend beugte er sich zu ihr. „Ob du alt oder jung bist, Eva, darüber denkt man nicht nach, man weiß und fühlt nur eins: eine bezaubernde Frau."

Aber in Eva blieb eine unausgesprochene Traurigkeit. Otto meinte es gut mit seinem ritterlichen Wort. Aber das Richtige hatte er nicht getroffen. Ihr Gefühl ließ sich nicht mit einem Kompliment versagen. Es war zu tief begründet, und sie wußte, weswegen es ihr gerade heute abend klar geworden war: Sie war sich überflüssig vorgekommen. Selbst Karl Wilhelm war so ausschließlich mit Roksanda beschäftigt gewesen, daß er Tante Eva darüber vergaß. Jugend wollte zu Jugend. Das war keine neue Entdeckung, die Eva von Nettelblat erst machte, aber als sie sie an sich selbst erfahren mußte, da tat es weh. Man rühmte den Herbst mit seinen bunten und klaren Tagen. Seine späte Schönheit hatte gewiß ihren Reiz, und wenn man auf der Sonnenseite wohnte, hatte man es noch immer warm und hell. Aber die Tage wurden kurz und die Nächte dunkel, und manchmal überkam einen ein Frösteln. Herbst hieß Abschied nehmen.

Zu seinen Fingernägeln hatte Vasa Curciu kein rechtes Verhältnis. Gelegentlich unterzog er sie einer flüchtigen Prüfung über alle Hinweise Roksandas, die Hände eines kultivierten Menschen müßten gepflegt sein, prallten an des Vaters Nachlässigkeit ab. „Ich bin kein Zierbengel", erwiderte er meist und fühlte sich durch diese Ausrede gerechtfertigt. Dabei hatte er Blick für mancherlei Schönheit, und Frau von Nettelblats berühmte Hände waren von ihm nicht übersehen worden. Er musterte seine Finger und gab zu, daß sie scheußlich waren. Er breitete sie fächerförmig auseinander und schloß sie wieder, dann ballte er sie zur Faust. Plump waren sie geformt und ohne Sinn für feinere Verhältnisse. Packen konnten sie und festhalten, wie die des Vaters, der die störrischsten Gäule mit eisernem Griff gebändigt hatte. Gut, daß sie sich nicht auf Roksanda vererbt hatten. Wenn sie den Prinzen heiratete: Curciu hätte ein Dubarry-Jahresverdienst für aristokratische Hände geopfert. Dubarry, so hieß sein neues Haarwasser. Aber das Opfer wollte niemand haben. So steckte er das Geld in die Tasche und unternahm hin und wieder heftige Angriffe auf seine Nägel.

Auch jetzt griff Curciu zu dem Elfenbeinbrieföffner, der in der Form eines schlanken Mädchenbeines geschnitzt war, und schob die Haut an den Nägeln zurück. Es schmerzte. Aergerlich war Curciu das Beinchen auf die Schreibtischplatte. ‚Man kann die Kultur auch übertreiben. Es ist schon viel, wenn man sich zu Wasser und Seife entschließt. Auch die Kultur kommt nur stufenweis vorwärts. Wenn ich an meinen Großvater denke — lieber nicht. So was schwächt bloß. Die Hauptsache ist ja doch das Geld, viel wichtiger als die schönsten Fingernägel. Was kann ich mir dafür kaufen? Das weiß jeder, auch der Prinz. Die vornehmen Leute haben es leicht, gepflegte Hände zu vererben. Sie arbeiten nicht und sie verdienen nicht. Denn schon das Geldscheffeln mach

schmutzig. Der eine hat eben die sauberen Nägel, der andere ha das Geld.' So war es immer und so blieb's.

Curciu stand auf und sah zum Fenster hinaus. Er war un ruhig, aber nicht bloß wegen seinen Nägeln. Eines seiner große Geschäftsautos, rosa lackiert und mit goldenen Buchstaben, stan auf der Straße. Der Chauffeur, in resedagrüner Uniform, verhan delte noch mit dem Lagerprokuristen. Curciu wußte, um was e sich handelte. Der neue Seifenversand hatte begonnen. An drei hunderttausend Seifenfreunde gingen in den nächsten Woche dreihunderttausend kleine Nachnahmesendungen ab, und von drei hunderttausend Stellen floß das Geld dafür zurück in Curciu Tasche, kleine Summen, Pfennigverdienste, die sich zu sechsstelli gen Zahlen häuften. Eine feine Sache! Nettelblat, der hochmütig Industriekapitän, hatte neulich ein Wort über die schwierige Wirt schaftslage fallen lassen. Curciu merkte nichts davon. Waschen mußten sich die Leute, und die Eitelkeit wollte ihre Mittelchen Ein grandioser Betrieb. Hoheiten staunten!

Curciu setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und las — zum wievielten Male schon — den Brief des Prinzen. Was e wohl wollte? Private Angelegenheiten! Das konnte eine Attac auf seinen Geldbeutel, konnte aber auch eine Werbung um Rok sanda sein. Curciu sah nach der Uhr, gleich fünf. Nun, die erwar tungsvolle Spannung, die ihn seit Empfang des Briefes in einer Zustand unruhiger Nervosität gefangenhielt, würde sich in wenigen Minuten legen. ‚Wenn Roksanda bloß vernünftig ist', dacht Curciu und schob den Plan des neuen Fabrikflügels nach der an deren Seite des großen Schreibtisches. ‚Unbegreiflich, wo da Mädel diesen Hochmut her hat. Tut gerade, als ob ein Prinz je den Tag zu haben wäre. Sie soll sich nur nicht einbilden, daß ich Knöppe auf den Augen habe! Ich habe da neulich allerlei Be obachtungen gemacht, und es könnte schon sein, daß an diesen Zweig etwas hängt.' Curciu lachte über das kleine Wortspiel ‚Aber dieser Zweig' — so fuhr er zu spielen fort — ‚soll nicht in meinen Garten herüberwachsen. Er wird abgeschnitten, rücksichts los! Jeder in seinen Kreisen. Curcius Tochter und ein Angestellter wer von ihm abhing? Lächerlich! Viel unwürdiger, als wenn ein Herrn Zweig einfallen sollte, seine Privatsekretärin zu heiraten!

Seine Gedanken wurden unterbrochen, der Diener melde den Prinzen.

Beflissen sprang Curciu auf, beide Hände streckte er dem er wachten Besucher entgegen.

„Diener, Hoheit", sagte er in der leichten Erregung, die ihn immer wieder befiel, wenn er mit dem Prinzen sprach. Es war eben doch etwas zu Phantastisches: Curciu und ein Prinz!

„Mein lieber Herr Curciu, ich danke Ihnen herzlich, daß Sie meiner Bitte so bereitwillig nachgekommen sind", sagte der Prinz verbindlich.

„Aber das ist doch ganz selbstverständlich, Hoheit."

„Nein, nein, ich weiß das zu schätzen, ein Mann, der so be schäftigt ist wie Sie Herr Curciu: kühn, wenn man da eine Stunde beansprucht."

Geschmeichelt lächelte Curciu und bat den Prinzen, Platz zu nehmen. Er war entzückt. Es war natürlich gar nichts Besonde res, was der Prinz geäußert hatte, selbstverständliche Erwägun gen, wie sie Curciu bereits sehr oft angestellt hatte. Gar kein Grund, auch nur eine Stufe von dem Thronsitz des Emporkömm lings herabzusteigen, der nicht niedriger stand als der etwas al ersschwache eines ehemaligen Herrscherhauses. Aber trotzdem Wer hatte so viel liebenswürdigen Takt, angenehme Dinge zu sagen? Alle anderen wären neidisch, mißtrauisch. So ein Prinz stand außerhalb des Kampfringes um den Erfolg und hatte nichts besser gelernt, als huldvoll anzuerkennen.

Der Prinz strich sich mit der flachen Hand über den Scheitel. Am Wirbel standen immer ein paar Haare wie ein spärliches Grasbüschelchen in die Höhe. Dann griff er in die Brusttasche. Eine Nachbildung seines Hausordens als Nadel wurde sichtbar. Er trug sie wie einen Talisman unter dem Jackett. Curciu sah den Orden mit Genugtuung.

Aus der Tasche hatte der Prinz einen Brief gezogen. Au dem Umschlag erkannte Curciu die geschlossene Krone.

„Also, Herr Curciu, ich will Ihre kostbare Zeit nicht über gebühr in Anspruch nehmen. Ich will Ihnen ohne Umschweife den Zweck meines Besuches erklären."

Curciu verbeugte sich und sah den Prinzen erwartungsvoll

„Gestern erhielt ich diesen Brief von meinem Vater. Ich er zählte Ihnen neulich von Schloß Falkenrode, dem Stammsitz un serer Vorfahren. Es ist eine auf Pfahlrost erbaute, von Gräben umschlossene Wasserburg. 1684, nach dem Dreißigjährigen Kriege ist sie schon einmal neu aufgebaut worden. Das ist also ein ganz hübsches Stück Zeit her. Na, nun müßte für die Burg mal wieder was getan werden. Begreiflicher Wunsch der Familie, dieses Schloß wieder instand setzen zu lassen. Bei den heutigen Verhält nissen. Sie werden das verstehen, ist es der Familie aber nicht möglich, diesen Plan zu verwirklichen. Nun schreibt mein Vater, daß sich ein Mühlenbesitzer, ein gewisser Prentzel, schwerreicher Mann, bereit erklärt hat, die erforderliche Summe gegen genügende Sicherheit, aber mäßige Zinsen zur Verfügung zu stellen. Der Mann spekuliert vor allem auf einen Orden, aber es widerstrebt meinem Vater, den Mühlenbesitzer so auszuzeichnen. Das ist durchaus verständlich. Prentzel hat keine Verdienste, er ist während des Krieges an den Armen reich geworden —" der Prinz machte eine Geste, die Ekel ausdrückte —, „na, es muß jeder mit seinem Gewissen fertig werden. Aber ich fürchte, mein Vater wird schließlich doch der Lockung unterliegen, denn die Sache liegt ihm sehr am Herzen. Er selbst hat ja ein für unsere Verhältnisse ganz nettes Sümmchen für eben diesen Zweck beiseitegelegt," er lachte, „ganz altmodisch primitiv, in ein paar Socken!"

Curciu war von diesem Geständnis entzückt, er rückte dadurch dem Herzogshause menschlich um ein gut Teil näher. Seine gute Mutter hatte auch ihre ersparten Silberstücke in einen Wolltrumpf gesteckt. Er sah noch die groteske Form dieses Strumpfes, den die Mutter bei besonderen Gelegenheiten hervorholte und auf dem lehmgestampften Fußboden tanzen ließ. „Siehst du, Vasa, da steckt ein Zauberer drin, der kann alle deine Wünsche erfüllen, sogar ein Schaukelpferd kann er dir zaubern", sagte sie geheimnisvoll. Die Mutter hate Recht gehabt, Geld war ein mächtiger Zauberer, machte aus den häßlichsten Mädchen die begehrtesten Partien, machte gerade, was krumm war.

„Ich kann es meinem Vater nicht einmal verübeln, wenn er gegen seine innere Ueberzeugung den Orden vergibt", sagte der Prinz nachdenklich. „Nach hundert Jahren fragt kein Mensch mehr darnach, ob der Müller Prentzel seinen silbernen Falken zu Recht oder zu Unrecht bekommen hat. Aber daß Falkenrode verfallen ist, wird man uns ankreiden. In der Schloßkapelle hängt ein Cranach. Ich wette übrigens, daß es ein Grünwald ist! Aber noch so ein Winter wie im vorigen Jahr, und er ist hin."

„Welch ein Jammer, Hoheit! Da muß sofort eingegriffen werden!" sagte Curciu scheinbar erregt und notierte sich den Namen Grünwald. Er wollte doch gleich mal Roksanda fragen, was an dem Maler dran war. Vielleicht konnte der Herzog damit etwas verdienen, wenn er ihm ein Angebot machte. Und dann sofort damit ins Museum. Blankes Täfelchen darunter: „Stiftung usw." Zeitungsnotiz, Abbildung.

Wieder strich sich der Prinz über den Scheitel und sagte langsam: „Ich dachte, als ich den Brief gelesen hatte, diese Sache werde ich mit Herrn Curciu besprechen." Erwartungsvoll sah der Prinz Curciu an.

Wieder verbeugte sich Curciu, in Gedanken hatte er bereits erwogen, um welche Summe es sich hier handeln könne. Er sah sich ordengeschmückt. Es war sehr wahrscheinlich, daß man ihn einlud, zum Fürsten zu kommen, Jagden —

„Mir persönlich liegt sehr daran, daß Sie zunächst auf diese Weise mit meinem Vater bekannt werden, Herr Curciu. Ich habe meine Gründe. Ich will mich nicht weiter äußern, Herr Curciu, aber Sie werden gemerkt haben, daß ich mit ganz besonderer Freude in Ihrem Hause verkehre. Ich verehre Sie, Herr Curciu, als außergewöhnlichen Menschen, und ich verehre Ihre Tochter Roksanda als ein besonders reizendes Mädchen."

„Hoheit!" Curciu verschlug es nun doch den Atem. Er hatte auf diese Andeutung gehofft, aber sie überwältigte ihn nun doch.

Eine Weile blieb es still im Zimmer.

Von der Straße her tutete ein Auto wie die Trompete des Jüngsten Gerichts. Einer der rosaroten Wagen war leer von der Bahn zurückgekommen und forderte, neu gefüllt zu werden. Dieser Autoton gab Curciu seine Haltung wieder. Er mahnte ihn, sich seines Wertes zu erinnern. Curciu setzte sich zurecht und blickte den Prinzen mit wohlwollender Festigkeit an.

„Ich bitte, meine Wünsche diskret zu behandeln, Herr Curciu. Ich möchte zunächst Ihre Tochter unbeeinflußt wissen. Wir sind uns noch ziemlich fremd", sagte der Prinz mit versonnenem Ausdruck auf ein Kinderbild Roksandas.

Dieser Wunsch erhöhte Curcius Feststimmung: Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Als ob er sich von diesem Thema nur schwer losreißen könne, gab sich der Prinz einen Ruck, den Curciu bemerken mußte. Sehr gerade saß er im Sessel.

„Was nun die Summe betrifft, die mein Vater in seinem Briefe nennt — darf ich von dieser Angelegenheit weiterreden? Haben Sie Interesse dafür, Herr Curciu?"

„Hoheit können überzeugt sein, daß ich es mir als eine Ehre anrechne, Ihrem Hause gefällig sein zu dürfen", beteuerte Curciu.

(Fortsetzung folgt)

Mit Buschmännern im Mankettiwald.

Zwerge mit Giftpfeilen, die Orgien des Fressens feiern.

Von Anton E. Zischka-Paris.

Die Buschmänner hat nicht das Auto vertrieben, das immer mehr den dunklen Erdteil erobert, nicht die Zivilisation, die den Afrikanern Bedürfnisse beibringt und sie in die Diamantgruben und die Minen treibt. Die kleinen, scheuen Buschmänner wurden vor Jahrhunderten schon von viehzüchtenden Bantustämmen in die Berge und Schlupfwinkel der Kalahari, der großen Sandwüste, verjagt.

Zwischen Ovambo und Omurambo dehnen sich 70 000 Hektar des Mankettiwaldes, eines Vorkommens von Nußbäumen. Die Früchte sind reich an Oel und bilden eine beliebte Buschmannkost, die sonst kleine Zwiebelgewächse, Feldnüsse, geröstete Termiten und Heuschrecken essen, manchmal einen Leguan, Ratten oder Ochsenfrösche.

In diesem Wald also hatten wir unser Camp aufgeschlagen, und ein Buschmann-Boy, einst von einem Holländer abgerichtet, begann mit seinen Stammesbrüdern Fühlung zu nehmen.

Nach ein paar Stunden tauchten zwei fettglänzende, kleine, nackte Männer auf. Sie trugen Bogen und Pfeile, und ihre Bauchhaut lag in Falten übereinander. Das bedeutete, daß sie hungrig waren. Denn durch die wenig nahrhaften Speisen, die sie finden, leiden alle Buschmänner an einem krankhaft vergrößerten Magen. Phantastisch ist, was sie zu fressen vermögen.

Scheu umschlichen die beiden zuerst das Lager, entfernt weggelegte Fleischstücke, Zucker und Tabak lockten sie immer wieder an. Und dann brannte plötzlich ein Feuer, und die zwei brieten, und dann fraßen sie, unglaubliche Mengen stopften sie hinunter, ihre Bäuche schwollen auf.

Das Versprechen vieler solcher Mahlzeiten brachte am nächsten Morgen eine ganze Horde der Buschmänner herbei. Frauen kamen dazu, Kinder, schließlich war die ganze Werft, die ganze Gemeinschaft versammelt und kaute an Fleischtrümmern, schlug Knochen auf und sog das Mark aus.

Die Buschmänner sind heute noch ebenso gefürchtet wie einst. Ihre Giftpfeile treffen manchen einsamen Ovambo, der von den Diamantfeldern heimkehrt und durch die Kalahari marschieren muß. Manches Zuchttier wird gestohlen und sofort aufgefressen, und mancher Farmer starb am Starrkrampf, weil er die Räuber störte.

Vor den Weißen aber haben die Buschmänner eine seltsame Scheu. und wenn sie einmal gesehen haben, daß seine Waffen ihnen Fleisch verschaffen und daß sie an seinen Lagerfeuern satt werden können, dann sind sie die treuesten Diener und besten Jagdgenossen.

Nachdem also die ganze Gesellschaft mit aufgedunsenen Bäuchen auf den Fellen lag, die all ihren Besitz bergen, die ausgehöhlte Melone für das Wasser, den Köcher aus Tierhaut, die Tasche aus Fell, — während dieses Verdauungsdösens also begann das Palaver. Denn der Reichtum dieses einsamen Waldes sollte ja gehoben, die 60 Prozent Oel in den Früchten des Mankettiwaldes sollten verwertet werden. Man brauchte Weiber, die sie sammelten.

Manche Polizeitruppe schien schon hinter diesen Buschmännern hergewesen zu sein. Der Viehdiebstähle wegen, vielleicht auch wegen ein paar ermordeter Ovambos.

Jedenfalls schienen sie geneigt, ihren Wald auszuliefern, wenn sie nur Fleisch genug erhielten. Und das Geschäft kam zustande.

Im Verlauf dieses Unternehmens mußte dann ein Bote nach Tsumeb, das 130 Kilometer entfernt liegt. Keiner der Leute war zu dem Abenteuer zu bewegen. Dann aber fanden wir einen alten Mann, der bisher von dem Fleischsegen nichts gehört hatte und dessen Bauch noch in Falten lag. Dieser Buschmann ging.

Er bekam eine Ziege und fünf Kilo Reis als Proviant mit. Das Tier hatte wohl sieben Kilo Fleisch. Und natürlich briet er sie schon — so wie sie war — in der Asche unseres Lagerfeuers, lieh sich einen Topf, kochte eine Unmenge Reis und fraß all dies im Verlaufe von drei Stunden auf. Auf den dürren Beinen saß nun ein aufgedunsener Bauch, alles an dem Alten atmete Wohlbefinden, das Fett schien durch die Haut zu dringen. Er hüllte sich in Rauchwolken und entschlief.

Niemand hatte mehr die Hoffnung, diesen vollgefressenen Buschmann als Boten zu sehen.

Morgens aber saß er schon wieder bei seinem Reistopf, fraß er schon wieder und nahm den Stock in Empfang, in dessen eingeschnittener Spitze der Bestellbrief und der Ausweis, das „Pampier" des Boten, verwahrt wird. Langsam watschelnd ging er los, eine kaum 150 Zentimeter hohe Kugel auf dünnsten Beinchen. Und war am Abend des dritten Tages wieder im Lager, hatte in 60 Stunden mehr als 250 Kilometer zurückgelegt und die eine Hälfte des Wegs mit ziemlich schwerer Last.

Er kam, gab die Sachen ab, fachte sein Feuer an und begann zu braten. Und verschlang diesmal ein Zicklein, dessen Fleisch wir wogen und das neun Kilo gehabt hatte...

Aerzte bestätigen dieses unglaubhafte Freßvermögen, erklären es damit, daß durch Generationen schon der Magen erweitert ist, weil die Wurzeln und Früchte, welche die gewöhnliche Nahrung bilden, so große Volumen erfordern. Dem Fleisch gilt hier die große Sehnsucht, Speise, die nur schwer selber zu erjagen ist.

Ein riesiger Bulle, ein Kudu, brach einmal unweit unseres Lagers nieder, mit hervorquellenden Augen und zerschundenem Fell, allen Anzeichen tiefster Erschöpfung.

Unser Schuß war noch nicht verhallt, als schon ein Trupp Buschmänner erschien, die das Tier verlangten. Und das mit gutem Recht, denn drei Tage und drei Nächte hatten sie in gleichmäßigem Abstand die Spur des Tieres verfolgt, ihm keinen Augenblick Ruhe gegönnt, es zu Tode gehetzt. In wenigen Minuten war der Bulle zerlegt, schon prasselten Feuer auf, und wenig später begann die Orgie des Fressens.

Mit den Giftpfeilen darf man wenig Tiere töten. Nur große Stücke sind genießbar, wenn man gleich nach dem Niederbrechen die Adern öffnet, die Stelle mit dem Pfeil ausschneidet, das Fleisch auswalkt und so von allem Blut und allem Gift befreit.

Niedere Sträucher mit violetten Blüten liefern dieses Gift, das wenig wert ist, weil es die Beute meist ungenießbar macht, nicht wie die Südamerikanischen Gifte für den Menschen ungefährlich ist. —

Mit unfehlbarer Sicherheit entdecken die Buschmänner die winzigen Büschelchen radieschenartiger Blätter im Sand, welche die Wasserwurzeln verraten. Vorsichtig werden Sand und Erde außen abgegraben, der Kopf einer Rübe von etwa zehn Zentimeter Durchmesser taucht auf, ein Gewächs, das manchmal einen halben Meter tief in die Erde reicht. Behutsam wird die Spitze abgeschnitten, ein Loch in den Kopf gebohrt; dann beginnt reinstes, kühles Wasser in hellen Tropfen aus der Pflanze zu quellen, Monate nach der Regenzeit liefert sie noch einen halben Liter Getränk. Rettung oft für Halbverdurstete.

Der Buschmann kennt all die kleinsten Zeichen des verborgenen Lebens. Immer weiter wird er zurückgedrängt, immer mehr wächst sein Hunger, nur dem Hunger vergleichbar, den alle Nationen Europas nach den Schätzen haben, die Afrika noch immer birgt.

Schmerzlose Behandlung

Skizze von Alois Brunner

Der Wirt vom „Schwarzen Schwan" war Zeuge, wie die beiden Herren einander kennen lernten. Eine umständliche Vorstellung erfolgte freilich nicht. Dies lag wohl einesteils daran, daß sich das Publikum des „Schwarzen Schwans" über solche Aeußerlichkeiten hinwegsetzte, anderenteils aber am augenblicklichen Zustand des einen. Der hatte nämlich einen Schal um das Gesicht gebunden, hielt sich noch dazu die Backe und saß reichlich trübsinnig vor seinem geleerten Schnapsglas.

„Nanu, Zahnweh?" sagte der Neuankömmling und setzte sich, ohne sich erst dazu auffordern zu lassen. Er hätte auch nicht umsonst auf die Einladung gewartet, denn der mit dem umwickelten Gesicht schien nicht im geringsten zu Gesprächen aufgelegt zu sein. Sein kranker Zahn nahm ihn wohl ganz in Anspruch. „Sie müssen noch ein paar Schnäpse hinter die Binde gießen", riet ihm deshalb sein Gegenüber voller Nächstenliebe.

Letztere wurde leider schlecht belohnt. „Seien Sie ruhig!“ brüllte nämlich der Kranke mit erstaunlicher Stimmkraft und hieb die Faust auf den Tisch. „Wenn Sie mir sonst keinen Rat geben können, sollten Sie den Mund halten.“ Dann ging ein schmerzliches Zucken durch sein zerwühltes Gesicht, und er faßte sich so eindrucksvoll an die Backe, daß der Wirt beruhigt wieder hinter dem Tresen verschwand: „Der schlägt vorläufig keinen Krach.“

Nun hätte man annehmen sollen, der Gesunde wäre angesichts der unhöflichen Behandlung gekränkt gewesen. Nichts von dem! Er legte nur den Kopf bedauernd auf die eine Schulter und sah sein stöhnendes Gegenüber mitleidig an: „Kann Ihnen denn niemand helfen?“ Ein chinesischer Straßenräuber hätte durch den Tonfall der wenigen Worte besänftigt werden müssen. So widerstand ihm auch der Mann mit dem kranken Zahn nicht länger. „Doch“, wimmerte er, „der Zahnarzt! Aber ich habe ja solche Angst.“ — „Warum denn nur?“ beruhigte ihn der Gesunde. „Heute wird man doch schmerzlos behandelt.“ — „Ja“, stöhnte der Kranke, „das ist alles schön und gut, aber ich bin ja so bange. Wenn mir wenigstens einer den Kopf dabei halten wollte, damit ich nicht weglaufe.“

Da huschte ein Schimmer selbstloser Nächstenliebe über das Gesicht des Geduldigen: „Wenn das alles ist, gehe ich mit Ihnen und halte Ihnen den Kopf. Einverstanden?“ Natürlich war der Kranke damit einverstanden. „Wissen Sie denn einen Zahnarzt?“ fragte der Hilfsbereite. Der Mann mit dem Schal zog einen Zettel aus der Tasche: „Hier ... au! ... da habe ich einen in der Zeitung gefunden. Da steht's geschrieben: ‚Schmerzlose Behandlung garantiert.‘ Au ...“ Er wimmerte, daß sich dem Wirt das Herz im Leibe zusammenkrampfte. „Au ... er wohnt hier gleich in der Nähe.“

„Komischer Kauz“, dachte der Budiker, als der Kranke, vom Gesunden ein wenig gestützt, sein Lokal verließ. Und dann freute er sich, daß er für die Unterhaltung mit seinen nächsten Kunden einen etwas interessanteren Gesprächsstoff gefunden hatte als die üblichen Bemerkungen über das Wetter.

Der Zahnarzt Dr. Schöps war ein wenig erstaunt, als auf sein „Der Nächste, bitte“ hin zwei Männer aufstanden, der eine von ihnen freilich ein wenig zögernd und mit schlotternden Knien. „Wer war zuerst hier?“ fragte er deshalb. Da zeigte der eine der Männer auf den anderen, der außer dem Schal auch noch die Hand zum Schutz gegen die Backe preßte: „Wir gehören zusammen. Allein traut er sich nicht zu Ihnen. Ich soll ihm den Kopf halten.“

Der Arzt lächelte: Ein putziger Patient. Er lächelte noch, als der Kranke sich stöhnend in den Drehsessel setzte: „Bitte halten Sie mir ja den Kopf fest, Herr Nachbar, wenn der Doktor mit der Spritze kommen sollte!“ Dann wickelte der Aengstliche den Schal ab und sperrte zögernd den Mund auf. „Ja“, meinte der Arzt nach kurzer Prüfung, „da ist freilich nichts mehr zu retten. Der muß heraus. Ist aber nicht schlimm. Ruhe, Ruhe! Ziehen wir schmerzlos. Stillhalten! Von der Nadel spüren Sie garnichts. Stillhalten! Na, also. Das war doch nicht schlimm. Bitte, draußen warten! Ich rufe Sie wieder herein.“ — „Aaach!“ Der Kranke erhob sich wimmernd und wankte am Arm des freiwilligen Helfers aus dem Zimmer.

Als er eine Viertelstunde später wieder herein gebeten wurde, stand ihm der Angstschweiß auf der Stirn. Er war käsebleich und setzte sich in den Drehsessel wie ein Todeskandidat auf den elektrischen Stuhl. „Bitte, den Mund öffnen.“ Zögernd trennten sich die Kiefer, das Kinn wackelte, die Augen wurden stier. „Donnerwetter!“ war der Zahnarzt ein wenig gekränkt. „Wenn auch kein Mensch aus lauter Vergnügen am Zahnziehen zu uns kommt, so brauchen Sie doch nicht solche Angst zu haben.“ Dann packte er die Zange und zielte nach dem hohlen Zahn. „Tccch“, jammerte der Aengstliche und fuhr mit dem Kopf in die Höhe, daß die Zange auf den gesunden Zähnen klirrte.

Der Arzt ließ sich nicht aus der Fassung bringen. „Sie müssen ihm den Kopf noch fester halten“, mahnte er den freiwilligen Assistenten und zielte von neuem. „Klirr“, sagte die Zange und glitt wieder ab, weil der Kranke den Kopf schaudernd zur Seite riß. „So geht das nicht“, entschied der Arzt. „Halten Sie ihm die Hände, das übrige besorge ich.“

Der Aengstliche wollte sich wehren, dem Helfer lag sichtlich ein Wort des Widerspruches auf der Zunge. Doch schon im nächsten Augenblick umschlang der linke Arm des Arztes den Kopf des Kranken, preßte ihn gegen seine Brust, und die Zange suchte ihr Opfer, packte es. Im Kiefer krachte es, dem Armen traten die Augen aus den Höhlen. Arzt, Patient und Helfer bildeten einen Augenblick ein kämpfendes Knäuel. Und dann war der hohle Zahn da!

„Endlich!“ seufzte der Arzt erleichtert auf, brachte seinen etwas durcheinander geratenen Kittel wieder in Ordnung, steckte den Taler Honorar in die Hosentasche, wunderte sich, daß der Kurierte ihn fast haßerfüllt ansah, ließ die beiden abtreten und schenkte sich zur Erholung einen Schnaps ein, bevor er, noch sichtlich ermattet, die Tür zum Warteraum öffnete: „Der Nächste, bitte.“

Merkwürdigerweise trennten sich die beiden Männer nicht auf der Straße. Sie fuhren vielmehr gemeinsam und in verkniffenem Schweigen, das der Kurierte nur ab und zu durch schmerzliches Ausspucken unterbrach, eine Viertelstunde weit mit der Straßenbahn, bevor sie ausstiegen.

Dann sagte der barmherzige Helfer, als er sich ohne Zeugen sah: „Du Rindvieh! Den letzten hohlen Zahn hast Du Dir ziehen lassen, anstatt Dich besser zu wehren und vorher wegzulaufen, wie Du es sonst immer gemacht hast! Was fangen wir jetzt an?“ — „Ach“, schüttelte der andere traurig den Kopf, „ich konnte doch nicht anders. Der Mensch hielt meinen Kopf zu fest. Wir müssen uns eben etwas anderes ausdenken, bis ich wieder einen kranken Zahn habe. Aber nun sieh doch nach, was in seiner Brieftasche ist.“

Der brummige Helfer zückte die Beute, schlug die Tasche auf, zog einen Packen Papiere heraus, durchblätterte sie und fluchte: „Der Teufel soll diesen Zahnarzt holen! Ein Zehnmarkschein und sonst nur unbezahlte Rechnungen! Verstehst Du das? Von einem Zahnarzt. Bei dem Honorar!“ — „Nein“, ließ der andere den Kopf hängen. „Wegen der zehn Mark hätten wir die ganze Komödie nicht zu spielen brauchen.“ Und dann verzog sich sein Gesicht schmerzlich, denn jetzt kam es ihm vor, als ob sein ausgezogener hohler Zahn fürchterlich weh tat. —

„Ja“, sagte der Wirt vom „Schwarzen Schwan“, „haben Sie schon so etwas gehört? Treffen sich hier zwei Unbekannte, und dann gehen sie zusammen zum Zahnarzt, weil der eine dem anderen den Kopf halten muß!“

Weisheit aus dem Keller.

Von Rudolf Presber.

Der Wein — so heißt's in alten Worten —
Ist es, der stets die Wahrheit sprach.
Doch fragt ihr nur die üblen Sorten,
So ist die „Wahrheit“ auch danach!

*

Ich laß' die armseligen Burschen noch gelten,
Die auf den Wein, den erquickenden, schelten.
Doch denen möcht' ich nichts Gutes gönnen,
Die ihn loben und — nicht vertragen können.

*

Ueber dem Wasser die Idioten
Haben den Bürgern den Wein verboten.
Törichter scheinen mir noch die Massen,
Die sich ihn einfach verbieten lassen.

*

Tritt nur keck in den Keller ein,
Ist es auch dunkel drin', Kleine!
Lippen, noch feucht vom guten Wein,
Glaub' mir, küssen wie keine.

*

Ein Abstinent, besonders blöd',
Schrieb in ein Blättchen, frech und schnöd':
Für meine kleinen Lieder vom Wein,
Strich ich sogar — Honorare ein ...
Geliebter Blödian, ohne zu prahlen,
Du könntest mir ruhig das Zehnfache zahlen.
Ich schriebe bei Wasser und Himbeer-Essenz
Kein Lied für deine Abstinenz!

*

Wenn leicht bewölkt dein Morgen war,
So trink' ein Fläschchen Mosel oder Saar.
Und wird dein Herz nicht recht von Sorgen frei,
Ein braver Steinwein hilft dabei.
Und stockt dein Werk und geht's dir überquer,
Nimm eine Flasche alten Rheinwein her.
Doch wenn ein Augenpaar dich listig neckt —
Trink' Sekt!